

Marlene Dietrich ins höchste Amt?

Dieses historische Gedankenspiel steht im Zentrum des neuen Romans „Transit 64“. Das Autorenkollektiv BudeMunkWieland würdigt mit Dietrich und Willy Brandt zwei herausragende Antifaschisten und erzählt damit auch von Werten und Haltung.

VON CHRISTIAN REIN

Singt sie, oder singt sie nicht? Egon Bahr, der persönliche Referent und engste Vertraute des Regierenden Bürgermeisters von Westberlin, Willy Brandt, sitzt in seinem Arbeitszimmer im Schöneberger Rathaus gebannt vor einem extra organisierten kleinen Gerät und schaut DDR-Fernsehen. Dort wird live übertragen, wie der große Filmstar Marlene Dietrich in Schönefeld, dem Großflughafen im Osten der Stadt, ein Flugzeug betrifft, um nach Warschau weiterzureisen, wo sie ein Konzert geben soll. Zwei Tage lang war die Diva in ihrer inzwischen von einer Mauer durchtrennten alten Heimatstadt gewesen, mehr gestrandet als auf Stippvisite, und Bahr und Brandt hatten die Gelegenheit genutzt, um ihr ungewöhnliches Ansinnen zu unterbreiten. Die Dietrich wollte sich die Sache durch den Kopf gehen lassen und ihre Entscheidung beim Abflug mitteilen. Das vereinbarte Zeichen: Wenn sie einverstanden ist, stimmt sie „Ich hab' noch einen Koffer in Berlin“ an.

Vieles von dem, worüber das Autorenkollektiv BudeMunkWieland in seinem neuen Roman „Transit 64“ berichtet, ist historisch verbrieft – die Persönlichkeiten sowieso, aber auch gute Teile der Rahmenhandlung. Frei erfunden ist allerdings, dass Brandt und Bahr Marlene Dietrich als Kandidatin für das



Legen ihren zweiten Roman als Autorenkollektiv vor (v. l.): Karin Wieland, Heinz Bude und Bettina Munk.

FOTO: DAWIN MECKEL/OSTKREUZ

Amt des Bundespräsidenten vorschlagen wollten. Diese Idee ist jedoch nicht nur als historisches Gedankenspiel reizvoll, sondern bietet auch viel Stoff für einen ordentlichen Politthriller, der obendrein einige hintergründige Botschaften enthält, die sich durchaus auf unsere gesellschaftliche Gegenwart beziehen lassen.

Am 1. Juli 1964 stand die Wiederwahl von Amtsinhaber Heinrich Lübbe zum Bundespräsidenten an. Hatten die Sozialdemokraten 1959 mit Carlo Schmid noch einen eigenen Kandidaten gegen den CDU-Bewerber Lübbe ins Rennen geschickt, so wird den Genossen Bahr und Brandt am Jahresanfang 1964 klar, dass ihr Chefstrategie im Bundestag, Herbert Wehner, diesmal gemeinsame Sache mit den Christdemokraten machen könnte. Wehners Ziel: Die SPD im Zuge eines Lübbe-Deals nach der Bundestagswahl 1965 in eine große Koalition führen und damit in Regierungsverantwortung bringen. All dies ist in der historischen Rückschau tatsächlich so passiert. 1966, nach dem Sturz Ludwig Erhardts als Kanzler, kam die Große Koalition – auch mit Unterstützung Lübkes – unter Führung von Kurt Georg Kiesinger zu stande.

Doch Bahr und Brandt, die jungen Hoffnungsträger der Partei, trauen dem altkommunistischen „Onkel“ – so Wehners Spitzname bei den Sozialdemokraten – nicht über den Weg. Als Bahr dann über dunkle Kanäle auch noch erfährt, dass die Regierung in Ostberlin Beweise für Lübkes NS-Verstrickungen

gesammelt hat und eine Kampagne starten will (auch das eine historische Tatsache), spitzen sich die Dinge zu: Können Sozialdemokraten einen Nazi-Verbrecher zum Bundespräsidenten mitwählen? Bahr und Brandt wollen handeln, und so kommt die Kandidatur von Marlene Dietrich ins Spiel. Doch die muss freilich erst mal gefragt und dafür kontaktiert werden, was gar nicht so einfach ist, denn die Sache ist natürlich höchst konspirativ. Doch auch dafür hat Bahr in der Fantasie von BudeMunkWieland einige Ideen.

Hinter dem Autorenkollektiv verborgen sich der bekannte Soziologe Heinz Bude, die Künstlerin Bettina Munk und die Politikwissenschaftlerin und Schriftstellerin Karin Wieland. Mit dem gemeinsamen Debüt „Aufprall“, einem Roman über die Hausbesetzerszene im Westberlin der frühen 1980er Jahre, haben sie

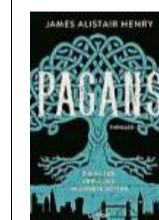
2020 für Aufsehen gesorgt. War „Aufprall“ mit seinem durchaus autobiografisch gefärbten Blick auf einen Mikrokosmos in seiner Art noch introspektiv, so ist die Erzählperspektive in „Transit 64“ mit dem Fokus auf die berühmten Persönlichkeiten eine völlig andere. Man wähnt sich in dem mit 208 Seiten überschaubaren und kurzweiligen Buch mitunter wie in einem der Kalter-Krieg-Krimis von John le Carré.

Elemente einer Graphic Novel

Geblieben ist das Zusammenspiel von Text und Bild, in dem sich das geschriebene Wort von Bude und Wieland mit den Zeichnungen von Munk zu einem Ganzen zusammenfügen. Es ist wichtig festzustellen, dass die Bilder keine Illustrationen – also Ergänzungen – sind, sondern den Erzählraum mit Elementen einer Graphic Novel quasi erweitern und dem Leser so eine zusätzliche Assoziationsebene bieten. Das ist in dieser Form besonders und zeichnet auch „Transit 64“ aus.

Zugleich ist der Roman auch ein Statement, denn mit Willy Brandt und Marlene Dietrich würdigen die Autoren zwei herausragende Antifaschisten. Beide haben sich früh vom Nazi-Regime abgewandt und es aus dem Exil heraus als Untergrundaktivist und Frontsoldatin bekämpft. Beide verbindet auch, dass sie dafür von einem guten Teil der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft als „Verräter“ und „vaterlandslose Gesellen“ diffamiert wurden. Während Brandt jedoch bewusst den Weg in die Gesellschaft suchte, diese verändern wollte („Mehr Demokratie wagen“) und es bis zum Bundeskanzler brachte, fand die Dietrich als international gefeierter Star in Deutschland letztlich keine Heimat mehr.

Auch von all dem berichten BudeMunkWieland etwa in Rückblende-Episoden aus den 1930er und 1940er Jahren oder in inneren Monologen. Im Kern geht es dabei um Werte und Haltung, um Mut, Unbeugsamkeit und – ja, auch – Kampfeswillen für die gute Sache. Davon gerade in diesen Zeiten zu erzählen, in denen Rechtsextremisten, Populisten und Demagogogen allenfalls auf dem Vormarsch sind, in denen – auch in Deutschland – Demokratie längst nicht mehr für alle selbstverständlich und erhaltenwert ist, verleiht „Transit 64“ eine geradezu drängende Aktualität.



James Alistair Henry:
„Pagans“,
480 Seiten,
22 Euro,
Lübbe

BUCHTIPP

Alles könnte auch immer anders sein



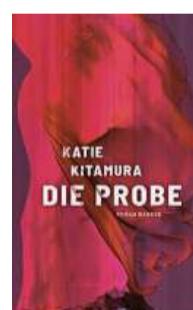
Stephanie Wolff-Rohé, Buchhändlerin, Buchhandlung am Markt in Aachen-Brand. FOTO: PRIVAT

Der englische Autor James Alistair Henry hat mit seinem Krimi „Pagans“ ein ambitioniertes Debüt vorgelegt. Die Handlung spielt im heutigen Britannien, allerdings in einer alternativen Realität. In dieser anderen Realität ist Afrika der führende Kontinent, Großbritannien ist unter mehreren konkurrierenden Mächten aufgeteilt, und seine Bürger hängen alten heidnischen Kulten an (wenn sie denn überhaupt an etwas glauben, das ist ähnlich wie in unserer Welt). In dieser alternativen Gegenwart wird in London ein Diplomat grausam ermordet und zur Schau gestellt. Er ist zu einer in wenigen Tagen stattfindenden Konferenz angereist, bei der die rivalisierenden Kräfte Britanniens zu einer Übereinkunft gelangen wollen. Nun ist die Aufregung in politischen Kreisen groß: Ist dieser Mann ermordet worden, um die Einigungsbestrebungen zu torpedieren? Die sächsische Ermittlerin Aedith und der keltische Inspector Drustan erhalten den Auftrag, den Fall zu untersuchen. Was folgt, ist eine typische Krimihandlung mit Verdächtigen, Fährten, Verhören und diversen Wendungen, doch alles ist eingebettet in dieses andere Britannien, dessen Kultur sich uns nur allmählich erschließt. Der Autor hält sich mit Erklärungen zurück, erst nach und nach entsteht ein Bild von der Welt, in der wir uns bewegen. Und so folgen wir einerseits der Klärung des Falles und tauchen andererseits immer weiter ein in eine ebenso moderne wie archaische Welt. Nicht nur aus unserer Perspektive sind die ungewohnten kulturellen Codes manchmal schwer zu durchschauen. Auch die beiden Ermittler Aedith und Drustan müssen lernen, den jeweils anderen und dessen Prägung zu verstehen, damit ihre Zusammenarbeit gelingt. „Pagans“ ist eine ungewöhnlich erzählte Geschichte, die eine klassische Krimihandlung mit Elementen anderer Genres verbindet. Dabei gerät aber die eigentliche Ermittlungsarbeit nie aus dem Blick. Das Buch erinnert uns auf faszinierende Weise daran, dass alles auch immer anders sein könnte und die Welt um uns herum nicht die einzige denkbare ist.

GELESEN

Dramen, Geheimnisse und Exzesse

Katie Kitamura: „Die Probe“, 176 Seiten, 23 Euro, Hanser



Am Anfang steht etwas Harmloses: ein gemeinsamer Lunch in Manhattan. Am Ende eine exzessive Eskalation, die an ein Bacchanal erinnert. Diejenigen, die sich in Manhattan zum Mittagessen treffen, sind eine Frau und ein Mann. Sie, die Ich-Erzählerin, ist eine berühmte Schauspielerin, deren weibliche Blütezeit sich allmählich dem Ausklang nähert. Er, Xavier, ein attraktiver junger Mann mit Charme und Charisma, der noch ganz am Anfang seiner Karriere steht. Sind da amouröse Gefühle im Spiel?

Katie Kitamura beantwortet diese Frage in ihrem Roman erst zwei Kapitel später, mit einem Rückblick. Die Schauspielerin und der junge Mann sind sich zwei Wochen zuvor bei einer Probe im Theater begegnet. Wo der junge Mann die Schauspielerin damit konfrontierte, er habe gute Gründe anzunehmen, sie seien miteinander verwandt. „Ich denke, du bist meine Mutter“, lässt Kitamura ihn sagen. Vom Alter her, sie ist 49, er 25, könne es passen. Sie sehen sich verblüffend ähnlich. Als junge Frau war die Schauspielerin wirklich schwanger. Aber sie hat abgetrieben. Und später, als sie schon mit Tomas, ihrem jetzigen Mann zusammen waren, eine Fehlgeburt erlitten. Ihr entschiedenes „Ich habe nie ein Kind geboren“, scheint zu stimmen.

Der zweite Teil von „Die Probe“ beginnt im gleichen Restaurant wie der erste Teil. Dort treffen sich Xavier, Tomas und die Schauspielerin. Sohn, Vater und Mutter. Aber wie kann das sein? Eine Lesart: die Schauspielerin, mit deren Ehe es nach der Fehlgeburt bergab ging, erträumt sich die zweite Chance. Wenn Xavier bei dem Ehepaar einzieht, erinnert das an ein „Vater-Mutter-Kind“-Spiel: idealisiert und künstlich.

Eine andere: Der erste Teil ist der, der geträumt ist. Um das, was im zweiten Teil folgt, der Absturz ins Exzessive, negieren zu können. Oder ist hier ein Stück mit dem Titel „Die Probe“ noch im Entstehen begriffen? Ein latent bedrohliches Vexierspiel aus Schein und Sein auf der Bühne mitmenschlicher Beziehungen. **Susanne Schramm**



Die Schriftstellerin Katie Kitamura legt einen Roman mit mehreren möglichen Lesarten vor.

FOTO: CLAYTON CUBBIT

Perfides Machtpspiel in der Verlagswelt

Caroline Wahl: *Die Assistentin*, 368 Seiten, 24 Euro, Rowohlt Buchverlag



Caroline Wahl erntet seit Wochen viel Kritik. Die einen werfen ihr vor, über Themen zu schreiben, von denen sie keine Ahnung habe. Es geht um Alkoholismus und Armut. Beides spielt in Wahls Debütroman „22 Bahnen“ – derzeit im Kino zu sehen – und dessen Nachfolger „Windstärke 17“ eine tragende Rolle. Sie würde sich die Themen aneignen, heißt es. Schließlich sei sie in privilegierten Verhältnissen aufgewachsen und habe nie am eigenen Leib Not und prekäre Lebensumstände erfahren.

Andere stören sich vor allem an ihrer Person. Daran, dass die 30-Jährige demonstrativ selbstbewusst und ehrgeizig auftritt. Dass sie auch schon mal ganz klar sagt, irgendwann den Deutschen Buchpreis gewinnen und die bekannteste Autorin Deutschlands sein zu wollen. Sogar aus ihrer Vorliebe für teure Autos macht sie keinen Hehl. Das ist ungewöhnlich für eine Frau, eine so junge noch dazu. Gewohnt ist man das eher von männlichen Fußballstars. Wie dem auch sei: Die Mäkelei über Caroline Wahl erweckt den Eindruck, dass so manch einen einfach alles stört, was sie so sagt und tut. Das ist schade, denn dabei geht vollkommen unter, dass ihr neuer Roman „Die Assistentin“ ein sehr wichtiges Thema aufgreift: Machtmissbrauch am Arbeitsplatz und seine Folgen. Mit der Verlags-

welt hat sie sogar eine Branche ausgewählt, in der sie sich auskennt. Bevor sie selbst als Autorin Erfolge feiern konnte, hat sie dort gearbeitet. Aneignung kann man ihr also zumindest diesmal nicht vorwerfen. Charlotte, Anfang 20, ist ehrengünstig und bewirbt sich auf eine Stellenanzeige als Assistentin des renommierten Verlegers Ugo Maise. Mit großen Plänen und Erwartungen im Gepäck zieht sie von Köln nach München. Schnell wird klar: Der Job ist ein Schleudersitz. Der exzentrische Herr Maise verschleißt eine seiner durchweg jungen und hübschen Assistentinnen nach der anderen. Doch Charlotte will sich behaupten und die Eine sein, die nicht scheitert. Und vor allem will sie ihre Eltern nicht enttäuschen, die so stolz auf ihre Tochter sind. Doch ihr Chef ist ein Meister in seinem perfiden Zuckerbrot-und-Peitschespiel. Auch in ihrem dritten Roman beweist Caroline Wahl, dass sie mitreißend erzählen kann. Ihre Sprache ist erfrischend klar und direkt, langes Schwafeln nicht ihre Sache. Den selbstherzhlichen Verleger zeichnet sie mit einem untrüglichen Gespür für Komik, auch wenn sein aggressives Verhalten der jungen Assistentin gegenüber alles andere als lustig ist. Wer sich für dieses Buch interessiert, sollte allerdings bedenken, dass Caroline Wahl als Leserschaft vor allem ein junges Publikum im Blick hat: Die erwähnten Influencerinnen und Instagram-Themen werden viele jenseits der 30 nicht kennen. Um dem Erzählten zu folgen, ist das aber auch nicht notwendig. **Christina Merkelbach**

„Halligalli“ hat Max Goldt in den 1980er-Jahren gesagt, als Sänger der Neuen Deutschen Welle. Als das vorbei war, hat der gebürtige Göttinger, der in Berlin wohnt, für die „Titanic“ geschrieben. Es war immer aufregend, spannend, was er so raushauen würde. Lange war dann nichts mehr, sein Verlag dtv verkündete jetzt, „nach fast 15 Jahren“ habe der Autor wieder ein Buch geschrieben. Was hat er zwischendurch gemacht? Er hat das Künstlerduo Katz & Goldt geführt und Comicbücher verfasst.

Früher Wucht, heute Witz

Max Goldt: „Aber?“, 160 Seiten, 24 Euro, dtv



Goldt provoziert als „Kolumnist“, er vermischte die möglichen Kunstarten. Das Leben ist so kurz, da will man viel lachen. Etwa so: „Bitte nicht schubsen! Ich habe einen Joghurt im Rucksack.“ Seine Fans reagieren sofort amüsiert über die eigenwillige Aussage. Daniel Kehlmann hat darauf angeregt, was das bei Goldt heißt: „Entscheidendes Mitprägen ist halt Lebensinhalt dieser sogenannten Publizisten.“ Der Mann liebt das „Sprechergäusch“, steile Thesen, Aufregung, Spott. Die Fans sehen darin kleine Kunstwerke.

Drei Sätze nur, und er hat eine Pointe. Schreibt er zum Beispiel über seine Mutter, geht es um einen Schreibstift. „Meine Mutter hatte auch mal so einen schönen Stift, aber sie ist nach Thailand

gefahren und hat den Stift dann nie wiedergefunden. Wahrscheinlich geklaut! Das Hotelpersonal wird ja so schlecht bezahlt.“ Gleich beginnen seine Leute zu grinsen.

Allerdings: Was früher eine Wucht war, ist heute nur noch Witz. Er lästert über weibliche Fans beim Frauenfußball. Goldt schlägt verbal aus, immer fein geschliffen. Bei der „Homo-Ehe“ wird's kritisch, der Autor (66) ist schon etwas älter. Feminismus, Ehe, Polemik, Humor – nicht immer folgt das Lachen, manches ist nur hingehaue Phrasendrescherei. Aber Ansagen von Goldt werden verehrt. Seine Lesereisen zum Beispiel sind halsbrecherisch geschildert. Max Goldt sagt, was andere sich nicht trauen. So zum Beispiel: „Höhö. Die Frauen sind es, die heiraten wollen, und zwar wegen der Fotos.“ **Roland Mischke**



Teilt verbal aus, immer fein geschliffen: Max Goldt hat eine große Fan-Gemeinde. FOTO: ANDREAS ROST